

(Nachdruck verboten.)

17]

Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Zu den ersten Tagen, als Rejer sich noch ungeschlüssig umhertrieb, war er öfters vor einem Küchenfenster unten an der Ecke der Hauptstraße auf den Strand gelaufen, und als er einmal die Frau, welche hier saß und verkaufte, ausfragte, zeigte es sich, daß er es damit gar nicht so übel getroffen hatte. Sie fand sogleich Wege, ihm eine Ueberjacke und die Uhr an den Mann zu bringen und gab ihm noch andre nützliche Winke. Denn Madame Wahl oder „Walla“, wie man sie allgemein nannte, hatte mannigfaltige und vielverzweigte Verbindungen. Vor allem hatte sie weitläufige Küchenverrechnungen mit Offiziersaspiranten und Kadetten, kaufte ihnen die alten Kleider ab, weckte sie des Morgens und hatte sonst noch eine Menge Verrichtungen in der ganzen Stadt, welche einen kleinen Verdienst abwarfen.

Von ihr hatte nun Rejer ein kleines Loch von einem Zimmer neben der Küche gemietet und hier arbeitete er, Woche um Woche, bei Nacht.

Vor ihm, auf dem aufgehakten, groben Klappstischchen lag eine Schiefertafel, auf welcher er beim Schein eines Talglichts notierte, was er in den Logarithmenreihen nachschlug, und wo er allerhand Abweichungen und Abstände und Kursrichtungen in Rechnungserempel verwandelte.

Er sitzt in einer alten, durchlöcherigen, teerigen Peajacke, in Mütze und Halstuch da, denn das Gemach hat keinen Ofen. Sie und da erhebt er sich, schlägt sich mit den Armen warm oder haucht in die roten, erfrorenen Hände, welche den Griffel nicht länger halten wollen.

Die Decke an der Wand läßt plötzlich ihr Gewichtstück rasselnd herabfallen und schlägt vier.

Nun muß er wecken gehen, — erst den Portier des Krankenhauses oben bei den Baracken, dann den Kanonier, dann um dreiviertel auf fünf ein halbes Duzend Seeladetten herausstrummeln, welche vor Weihnachten es mit dem Studium schrecklich eilig haben und im Morgengrauen aufstehen müssen, er hatte „Walla“ während der Wintertage das sauiere Weckeramt abgenommen. Dann bis um acht Uhr beim Kanonier Holz haben, wo er jeden Morgen Kaffee und zwei Stücke Butterbrot bekam.

Wie sehnte er sich nach dem Kaffee, dem warmen Kaffee und den zwei Butterbrotstücken!

Er hatte gute Lust, den Magen zu verfluchen, der schon um vier Uhr zu knurren und um das Frühstück zu jammern begann!

Und die Morgenstunden, so viel er auch zu thun hatte, waren fürchterlich lang! er hakte und spaltete im Holzschuppen des Kanoniers, so daß die Splitter flogen, nur um die innere Stimme zu übertönen — nicht die in seiner Brust; denn hier wußte Rejer . . . hu! . . . Jansen . . . ha! . . . Juhl . . . krach! da sprang das Holzschicht entzwei — genau, was er wollte, — sondern die im Magen. . . Diese rief nach Schwarzbrot, Weißbrot, Semmeln, Kringeln, nach ganzen Häufen von allen ehbaren Dingen, die er sich vorstellen konnte . . .

Und wenn er dann fertig war, mußte er obendrein manchesmal warten . . . man beelte sich für ihn gar nicht an jenen Tagen, an welchen man dem Kanonier das Frühstück auf die Werkte nachbrachte.

Er wollte den Kaffee stets auf der Stelle haben, dieser Mensch, ob er nun daheim war oder nicht, und das sollte bei allen Leuten so sein! Der Kanonier war ein alter Orlogmann, welcher es verstand, sein Haus einzuegerieren . . . und hatte Rejer jemals selbst ein Haus, so — so wollte er die Person sehen, welche es wagen würde, ihm seinen Kaffee auch nur eine Minute lang vorzuentshalten . . . Er warf die Art weg, hob sie wieder auf und schlug sie mit Gewalt in den Hackblock hinein. Er war fertig.

So, nun kamen die vier Schuljungen endlich vom Fleck; — er hörte sie mit der Schwester brummen und die Thüren auf- und zuschlagen.

Eine ferne Hausfrau . . . graues Zwilchkleid und blaue Augen und immer fix . . . mit der war nicht zu spaßen!

Nun winkte sie ihm durchs Küchenfenster.

Artig und bescheiden trat Rejer ein . . . O, der Kanonier war heute zu Hause, — das hatte er sich wohl gedacht! Da war sie stets accurat; sonst aber war kein Ende zu finden mit dem Einpacken von Kaffee und sonstigem Frühstück für ihn! Einmal hatte sie so etwas angedeutet, als wollte sie ihn — Rejer — bitten, vorher mit dem Zeug auf die Werkte zu gehen; da hatte er sie mit einem Scharfen — „Hab' keine Zeit!“ — unterbrochen, so daß sie nie mehr mit dergleichen kam.

„Guten Morgen!“ grüßte Rejer und trat in die warme Küche, in welcher ihm der Duft des Kaffees entgegenschlug, „die Kaffee Holz ist fertig gespalten!“

„Guten Morgen, mein Freund!“ — der Kanonier pflegte immer „mein Freund“ oder „mein lieber Freund“ zu sagen; — er saß mit seiner flachen, verschürzten Soldatenmütze auf der Küchenbank und rührte den Kaffee um . . . „Guten Morgen, mein Freund! . . . Segen Sie sich! . . . So!“

Dick und kurz, wie er war, mit seinem hölzernen Bein, führte er allgemein den Namen „Haußike“; zum mindesten nannte Walla ihn so.

Sara brachte den Kaffee und die beiden Butterbrote auf einem Teller.

„hm, hm!“ räusperte sich der Kanonier ab und zu, während er in seinem Kaffee herumrührte; Rejer biß so zierlich als er es vermochte, die Zähne in die dicken Kornbrotstücke und berechnete die Dauer des Gemisses nach dem Kreissegment, welchen die Zahnreihe auf der Butter zurückließ . . .

Welchem Tiere der Kanonier glich, während er mit vorgestrecktem hölzernen Bein, rundköpfig und grauhaarig, mit den spitzen Ohren über die beiden Seiten der Mütze hervorstehend, dasaß, konnte Rejer nicht recht herausfinden . . . war es ein alter Wolf mit der breiten Nase und dem großen Mund, der an seinen Meinungen gleichsam saugte, oder ein kluger Fuchs oder ein unschuldiger Hase, der auf den Hinterbeinen saß? — Er fing ein paar hastige Blicke desselben auf, während die Stille in der Küche nur unterbrochen wurde, wenn der Kanonier sein „hm! . . . hm!“ hervorräusperte . . . Er war heute wohl spät aufgestanden und hatte den Morgenschlaf noch nicht aus den Augen gerieben. — Nein, etwas andres war es . . .

„hm! . . . hm!“ kam es endlich. — „Für die Steueramtsprüfung lernen und Holz haben . . . hm . . . hm . . . das reimt sich schlecht!“

„Ja wohl!“ räunte Rejer ein.

„Die Feuer verschwendet und so weiter? . . . hm . . . hm!“ forschte der Kanonier, indem er ihn vorsichtig von der Seite betrachtete.

Rejer warf nur ein wenig den Kopf in die Höhe. „Geht Dich nichts an!“ dachte er.

„Und dann kommt man heim und will besagtes Examen machen?“ fuhr der andre fort.

Rejer schwieg.

„— und so . . . so hakt man denn Holz und macht die Nacht zum Tag . . .“

Rejer fühlte, wie die Tochter, welche scheinbar eifrig ein Waffelblech pußte, prüfend nach ihm guckte, während der Vater inquirierte.

„— nicht wahr, mein Freund?“

Das war weder ein Hase noch ein Kaninchen . . . dieser runde Kopf, das schmale Gesicht, der tauende große Unterkiefer, — ein schlauer Hund war's, und obendrein einer, der im Begriff stand zu beißen! — Die Tochter glich ihm, — nur war es ein feines, glattgelecktes Hündchen gegen ihn . . . Nun, die beiden fanden in ihm vielleicht einen Gegner, den sie in ihm nicht vermuteten.

„ . . . und nach Hause zu schreiben getraut man sich nicht, mein guter Freund!“

„Getraut man sich nicht?“ rief Rejer.

„Sondern macht lieber den Nachtwächter und den Holzhauser und studiert, wenn andre Leute schlafen . . .“

„Wenn Sie mich nicht brauchen, Kanonier Nördam, — so adieu!“ rief Rejer und schluckte den letzten Bissen. Er griff nach der Mütze, stand auf und sagte schon die Thür-

Minke, als der Kanonier ihm lebhaft mit der Hand ab-
winkte.

„Nein, nein, nein, mein guter Freund!“ . . . Guter
Freund, das war nicht meine Absicht, . . . nicht die Absicht! —
Setzen Sie sich, setzen Sie sich nur nieder! . . . Im Gegen-
teil! . . . was ich sagen wollte, hm . . . es ist sehr hübsch . . .
nett . . . von einem jungen Menschen, trotzdem seine Prüfung
zu machen! Man kommt etwas Schlimmeres thun . . . Nun,
nun, setzen Sie sich! . . . darf ich bitten . . . es sind gute
Kringeln . . .“

Rejer mochte durchaus keine.

„Biete Du ihm an, Sara!“

Rejer war eisenseft . . . vollständig satt!

„Ich wollte mit Ihnen über etwas reden, lieber
Freund!“

Und nun kam Sara mit einer neuen Schale rauchenden
Kaffees. Als sie ihm nun wieder den Kessel mit Weizenmehl-
Kringeln hinschob, sprach der Alte gutmütig: „Nun also, versieh
Dich damit . . . geniere Dich doch nicht!“

Sich genieren! — glaubte man das von ihm? — er
griff zu . . . große, schöne Weizenmehlkringeln.

„Wie Du weißt, mein Freund, haben wir in der Weih-
nachtszeit kein Holz!“

Rejer antwortete, das wisse er; aber — aufrichtig ge-
standen — war es eine bittere Enttäuschung für ihn; in der
Weihnachtszeit brauchte man ja gleichfalls ein Frühstück!

„Das war es, was ich sagen wollte!“ bemerkte die
Gaubige.

Rejer saß eine Weile und schüttelte die Kaffeeschale, um
den Zucker, der auf dem Grunde lag, mitzubekommen, — er
sah für sich eine hübsche Perspektive von Weihnachtsschlemmerei;
dennoch antwortete er gleichgültigen Tones, während er die
Schale wegstellte:

„Ganz, wie Sie wünschen! — Viel Dank für den
Kaffee!“

Er erhob sich wieder, um zu gehen.

„Nein, nein, höre, guter Freund! — wir kommen doch
noch überein, denke ich! Habe Du mir nur vor den Feier-
tagen meinen Jahresvorrat draußen weg, so wie wir das
Holz nach und nach von der Werste her eingeführt bekommen;
dafür kannst Du in der Weihnachtszeit bei uns zu Mittag
essen . . . Jungen Menschen thut es nicht gut, immer nur so
los und ledig herumzugehen . . .“

Rejer überlegte sich's ein wenig. Er fühlte, er werde bei
diesem wohlwollenden Kontrakt eher mehr Holz spalten
müssen, als ihm lieb war . . .

„Du wirst ihn doch nicht nötigen, Vater! Seelente haben
eine ganz andre Art, ihre Weihnachtszeit lustig zu verbringen!“
sagte Sara ein wenig herausfordernd und schüttelte sich rasch
das Mehl ab, welches ihr vom Waffelrohr, das sie gefehrt,
auf die Hand gepflogen war. Das ging bei ihr schnell wie
der Wind — erst die Eier, nun das Mehl! — Sie machte sich
wahrhaftig hier in der Küche gar nicht übel!

Nun, gleichviel! . . . Rejer willigte ein.

Und in den sechs Tagen vor Weihnachten stand Rejer die
ganze Zeit, die er frei hatte, unverdrossen in des Kanoniers
Holzverschlag und hatte und spaltete, so daß im trotz der
Kälte der Schweiß herabran und in seiner Handfläche sich
Blase an Blase reihe.

Am Nachmittag kam Sara mit Streichkäse und Butter-
brot heraus; sie war auch so fürsorglich, ihm ein Paar von
den alten Zaussthandtschuhen des Kanoniers zu leihen; sonst
sagte sie aber kein Wort, — und das war auch ganz
einerlei!

Sie war gar nicht von dem Schlage, der ihm gefiel . . .
stark und resolut, daß sie wohl einen Mann aufs Deck schlagen
konnte! . . . Sie kam immer von der Weihnachtsarbeit ge-
hastet und trug so ein Segel von einer mehlobstaubten Schürze
ringsum gebunden. . . .

Immer schaute sie mit Absicht nur das Holz an, nicht
ihn, als rechnete sie nach, wie viel er wohl mochte aufgehacht
haben. . . . Aber er merkte wohl, — sie wunderte sich über
ihn. . . . Es war ein eigener Zug um den Mund, welcher
ungefähr sagen wollte, sie verstehe wirklich nicht, wie solch
ein langer Diatrose in ihren Holzschuppen geraten sei . . .

Wenn er abends in der Küche die Laterne abließerte,
schenkte sie ihm gerade so viel Augenmerk, ihm zuzumicken,
während sie am Teige weiter knetete und walkte . . . und
tüchtig spanisch stolz trug sie den Naden, wenn sie am Mehl-
troge sich empor richtete und ihn bat, die Laterne weg-
zustellen; — sie wußte wohl, daß sie eine gute Figur mache!

Schon hatte Rejer daheim sein Licht angezündet und
setzte sich in seinem kalten Stübchen zu seinem Studium, als
er Walla hörte, die mühsam ihre Körbe durch den Gang
schleppte. Er ging hinaus, um ihr den Thürriegel zu öffnen
und ihr hereinzuleuchten.

„Danke, danke! . . . Sie sind ein wirklich höflicher und
feiner Mensch; das sage ich auch zu allen und zu jedem . . .
und das ist wahr wie das Evangelium! . . . O, sperren Sie
die Gangthür zu, Zuzh! . . . Der Reifrost liegt so dick auf
mir, daß er gar nicht weg will . . . niemals beißt die Kälte
so scharf wie bei Mondschein!“

Er trug ihr den einen Korb hinein und wartete mit dem
Lichtstumpf, bis sie im Herde eingehetzt hatte. . . . Sie roch
ein bißchen nach Branntwein, wie sie es pflegte, wenn sie
abends heim kam.

„Ja, ja!“ plauderte sie, während sie etwas von der
„Emballage“ abtastete, „und ich sage es, Ihre ganze Er-
ziehung ist besser als die gewöhnliche eines Matrosen. . . .
Ich könnte wohl erzählen, wer heute zur alten Mutter Wahl
kam . . . Niemand geringerer als der Herr Lieutenant
droben von der Steuermainschule. Nein, war das was! . . .“

Rejer begann die Ohren zu spigen.

„Nun, alte Walla! verkauft Ihr zu Weihnachten brav
Kuchen?“ fragte er mich.

„Ach, ja wohl, Herr Lieutenant! Viel Dank für die Ehre
und die Nachfrage,“ sagte ich . . . „hie und da geht schon
etwas ab . . . Ja, freilich geht etwas ab!“

„Paffet nur recht auf, Walla!“ sagte er, er ist immer so
viel spaßig, nämlich — „wir kommen nächstens und unter-
suchen die Bücher. Ihr ruiniert die jungen Leute, sagt
man. Ich möchte meinen Hals verketten, jeder sitzt extra
bei Euch in der Kreide, — accurat wie in alten Zeiten!“
sagte er und blinzelt mit einem Auge. Gerade so, sagte er
es! . . . Denn Sie müssen wissen“, bemerkte Walla mit
schelmischem Ausdruck in den kleinen grauen Augen, „er hat
bei mir eine Jahresrechnung gefaßt, bis er Kadettunteroffizier
wurde; er war einer von den ärgsten auf die Kuchen . . .
aber — das hat er vergessen und das habe ich vergessen. Wir
scherzen nur, versteht sich! Er wäre der letzte, die alte
Madame Wahl um ihr Brot zu bringen . . . Plötzlich stieß
er seinen Stock in den Schnee . . . „Hört einmal, Walla!“
sagt er, „was für einen wunderlichen Piloten führt Ihr denn
da an Bord?“ und“ — verzeihen Sie — er ist nun einmal
so spaßig — „bezahlt er für seine Nase Extramiete? — Na,
schaut mir nur fein auf den Burschen, Walla! — Denn,
wenn er es so weiter macht, wie er begonnen hat, so gähnt
er sich bis zum Examen durch, der Kerl!“ — Gerade so hat
er es gesagt!

(Fortsetzung folgt.)

Musikalischer Winteranfang.

Wenn um die Wende des Septembers und Oktobers in der
Weltstadt die Flut der Konzert- und Theatermusik anschwillt, pflagen
auch Jammerrufe über das unabsehbare Steigen dieser Flut zu er-
schallen. Trotzdem erscheint es uns eher wichtig, zu betonen, was
da eigentlich noch fehlt. Einerseits kann eine solche Waise von
bildungsfreudiger Bevölkerung, wie sie sich in Berlin findet, ganz
gut noch mehr und zugänglichere gute Konzerte brauchen, die des
Publikums halber da wären. Besteht ja doch die Mehrzahl der
vielbesungenen Dutzend-Konzerte aus Veranstaltungen um der Ver-
anstalter willen. Schwere Sparspennige werden dahingegeben, damit
die Sanges- oder Klavierjungfrau „auftreten“, nachsichtige Kritiken
sammeln und sich dann hier oder in der Provinz als Lehrerin nieder-
und zu denen herablassen kam, die auch lernen wollen, wie man
eine Note gleich der andern zu Gehör bringt. Andererseits liegt in
der Form und dem Inhalt unrer Konzerte noch so viel brach und
das wenige Eigenartigere so verdeckt, daß hier noch ganz gewaltige
Aufgaben zu erledigen sind. Zahlreiche Komponisten finden nicht,
was ihnen gebührt; die Beschäftigung mit den historischen Schätzen
der Musik ist so sehr auf die beliebten „Klassiker“ eingeschränkt, als
hätte diese Kunst überhaupt gar keine Entwicklung gehabt; und das
Konzertwesen hat nicht einmal so viel Fortschritte gemacht, wie sie
das Ausstellungsverwesen der bildenden Künste aus den letzten Jahren
aufweisen kann.

Möglich, aber unwahrscheinlich, daß uns ein oder der andre Versuch,
über diese Einseitigkeiten hinauszukommen, bevorsteht. Sollten uns darin
auch die neuen Konzerte des Berliner Tonkünstler-Orchesters unter
H. Strauß im Stich lassen, so ist etwa von den „Einödschloffer-
Konzerten“ oder von der Konzertfahrt des Pariser Kolonne-Orchesters
oder auch von den bereits eingeführten Unternehmungen erst recht
nichts zu erwarten. Daß eine ziemliche Menge neuer Werke von
Komponisten angemeldet sind, unter denen sich nur wenige deutsche

Namen befinden, ändert an dem gleichbleibenden Grundzug des Berliner Konzertlebens nichts. Einen oder den andren Winter mitgemacht, und man kennt in der Hauptsache auch die nächsten. In ihre früheren Musikberichte könnten, nur nach einigen Daten geändert, auch für den weiteren Trost der Konzerte gelten, zumal wenn sie nicht ihren Ehrgeiz hinein setzten, das zu sehen, zu hören und bekannt zu machen, was nicht auf der Herestraße liegt und von der Masse aufgefressen wird. Am liebsten möchten sie ihre Gegenstände gar nicht auf dem Konzertboden suchen, auf dem ja das Reproduzieren, das Nachschaffen in mehrfachen Sinne des Wortes so üppig blüht; möchten vielmehr dorthinein greifen, wo wider den Tagesstrom Selbständiges, Eigenkräftiges, Individuelles geschaffen wird: in die nur erst still, doch sicher ausblühende Musikpädagogik und ihre Geschichtsforschung, in den nun doch schon einiger öffentlicher Aufmerksamkeit gewissen Ausbau der Musikwissenschaft, und in manches andre.

Doch bereits kommen die Tagespflichten und rufen uns aus der ersehnten Originalwelt zurück zu den täglichen Abdrücken alter Typen. Immerhin giebt es auch da freudvolle Entschädigungen. So konnte man wahrlich zufrieden damit sein, daß das erste Konzert in der Reihe des winterlichen Alltags eines des Hamburger Lehrers-Gesangvereins war. In Hamburg und ganz besonders in der dortigen Lehrerschaft herrscht seit einiger Zeit ein kräftiger Zug nach Musikpädagogik und nach Kunstbildung überhaupt, mit der bekannten Richtung zum Dilettantismus im guten Sinn, der eben doch hauptsächlich auf eine Geschmackskultur weiterer Kreise hinauskommt. Ein Zeugnis künstlerischen Geschmacks war schon das Programm dieses Konzerts: vorwiegend Stücke, die über der Niederingkeit der Liedtafel liegen, und die auch noch zu den schwersten Gesangsaufgaben gehören. Dann aber war der sprechende Ausdruck, mit dem die Herren die Einzelheiten ausgestalteten, aller Ehren wert. Dahinter blieb das Stimmtechnische ein wenig zurück; die Klangfülle ist nicht eben die vollendetste, zumal in den Pässen, und manche Versäumnis der vollen Reinheit war namentlich gegen das Ende des einen oder andren Liedes zu merken, vielleicht infolge eines Sinkens der einen und eines Festhaltens anderer Stimmen. Gerne hätten wir eine genauere Vollständigkeit der Aufzeichnung des Programms gesehen, zumal nicht wenige Stücke Uebertreibungen waren, die doch als solche bezeichnet sein sollten. Zu einer immer weiteren Verfeinerung des Geschmacks mag es sich empfehlen, ein so kunstvolles Stück wie Cornelius' „Der alte Soldat“ (neunstimmig, in 3 dreistimmigen Chören) zu vergleichen mit dem mehr effektvollen, doch immer noch künstlerisch bedeutenden „Totenvolk“ von Hegar, in welchem doch schon manches leicht ist; dann dieses mit Hegars leiermäßiger „Blütenfee“; und endlich von den zwei Hochzeitsgeängen Södermanns den zweiten (der denn auch da capo kam) mit dem fast schon parodistischen ersten, dem Marsch. — Die vier Gesangvereine hatten das ihre getan, um den Hamburger Kollegen (die zum Besten der Wittwenkasse des Berliner Lehrervereins sangen) und ihrem Leiter Prof. A. Barth ein dankbares Publikum in der großen Philharmonie zu schaffen.

Von der Massentätigkeit eines solchen Gesangvereines zu den intimen Wirkungen einer Kammermusik-Vereinigung ist ein kleinerer Schritt, als es wohl scheinen mag, zumal wenn dort vielleicht sogar mehr an echter künstlerischer Gestaltung geleistet wird, als hier. Jedenfalls verdient es schon überhaupt Dank, wenn Künstler zu einem so eigenartigen Ensemble zusammentreten, wie es durch die vier hauptsächlichlichen Holzblasinstrumente: Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott, ergänzt durch das diesen nahesteheude Horn und durch das Klavier, gebildet wird. Die Herren Prill, Bundsch, Esberger, Gütter, Vittmann und Fuhrmeister haben in ihrem aufschlagend gut besuchten Konzert vom 1. Oktober wieder gezeigt, welchen künstlerischen Genuß es bietet, wenn ohne irgend einen Gedanken an äußerliche Wirkung so fein und zart und ruhig gespielt wird, wie es eben nur Künstlerchaft kann. Sie haben aber im ganzen; voran der Klavierspieler, auch wieder den Typus des gewöhnlichen Konzertspielers bewahrt: eine Note gleich der andren, als gäbe es kein „leicht“ und „schwer“, keine Accente, keine Bewegung innerhalb des Zeitmaßes. Am meisten fiel dies — wenn derartiges überhaupt mehr als Wenigen auffällt — in Mozarts Es-dur-Quintett auf. Man sollte hier mal den Klavier-vortrag des Anfanges von Largo, vom Allegro und besonders vom Rondo phonographisch aufnehmen und in einer Schule des musikalischen Vortrags wiedergeben, beleuchtet durch einen wirklich gliedernden Vortrag der nämlichen Stellen; davor mußten doch selbst weite Kreise zur Erkenntnis kommen, daß jene ungeliebte Musik eben nicht mehr wert ist als ein ausdrucksloses Sprechen, und daß wir im Damm einer traurigen Ansicht von „künstlerischer“ Auffassung stehen. Auch Beethovens schlichtes Trio für Klavier, Flöte, Fagott ist nicht deshalb schlicht, damit es „klassisch“ gespielt werde. Eher pagte diese harmlose Vortragsweise zu der harmlosen Novität des Abends. August Plughardt, Hofkapellmeister zu Dessau, ist seit der Aufführung seines Oratoriums „Die Zerstörung Jerusalems“ bei uns nicht unbeliebt. Von seiner ehemaligen Entwicklung in der „neudeutschen“ Schule merkt man allerdings in seinen gegenwärtigen Kompositionen nicht viel. Sie entfalten innerhalb älterer Formen einen vorwiegend lyrischen, speziell idyllischen Zug; zahlreiche annütige Themen stehen mit hübscher Harmonisierung nebeneinander, ohne die dramatische Kraft, die auch in einer rein instrumentalen Musik durch Entwicklung und

gegenseitigen Kampf der Themen sowie der einzelnen Stimmen entfaltet werden kann. Alles in allem eine ehrliche, echte, sympathische Musik in einem beschränkten und für heute doch schon ziemlich historischen Rahmen.

Wäre dieses Konzert am Ende der Saison und nicht an ihrem Anfang gekommen, so würde es uns vielleicht sehr erwärmt haben. Das „Rechnen mit gegebenen Verhältnissen“ muß sich eben erst einstellen. —

Kleines Feuilleton.

dg. Der Rassehund. „Einen Hund habt Ihr?“ rief der Student. „Ist ja ganz unglaublich. Seit wann denn die Liebe? Ich denke, Ihr könnt Hunde nicht leiden, Laßt ja nicht mal die Mieter welche halten!“

„Na das ist doch auch ganz etwas andres!“ Frau Heinze warf dem Neffen einen verächtlichen Blick zu: „Wenn alle Mieter Hunde halten wollten —“

„Deklam die Stadt famose Steuern. Wißt Ihr, das ist gar nicht hübsch von Euch, konservativ wollt Ihr immer sein und schädigt die Stadt am Steuerfädel; wie ich das finde!“

„Ach laß doch Deine dummen Wize!“ Der Onkel drehte sich herum, er saß in der Sofaecke und laß die Zeitung, jetzt legte er das Blatt beiseite und that einen laugen Zug aus der Pfeife: „Alle Mieter Hunde, — könnt' ne schöne Sache werden, stell' Dir mal bloß vor so zehn Köder im Hause, was die anrichten, meine armen Treppen.“

„Guter ist natürlich ganz artig, was? Dies Kind, kein Engel ist so rein.“

„Es er auch,“ brummte der Hausherr.

„Das liegt schon so in ihm drin,“ rüthte die Tante, „die Mieter, sich mal, die schleppen ja alles mögliche Viehzeug ins Haus, wir haben aber 'n echten genommen, 'n Wolfspiz, allerfeinste Rasse, die haben schon von vorn herein ganz andre Manieren!“

„Fünzig Mark haben wir für gegeben,“ brüstete sich der Hausherr.

Die Tante seufzte: Ja, es ist 'n bißchen viel, nicht wahr? Aber siehste, nu is man so allein. Jemand etwas fürs Herz will der Mensch doch haben!“

„Und dazu eignet sich 'n Hund natürlich am besten,“ nickte der Student.

Die Tante überhörte seinen Spott, sie erzählte weiter: „Er ist nämlich wirklich 'n Rassehund, er hat sogar 'n beglaubigten Stammbaum. Sein Urgroßvater war Marich!“

„Der Göttenkönig?“

„Konrad, wenn Du keinen Hundeverstand hast, brauchst Du Dich wenigstens nicht auch noch über vernünftige Leute lustig zu machen, natürlich nicht der Göttenkönig, sondern der große Wolfspiz Marich, der in Pankow die goldene Medaille bekommen hat.“

„Es stand in den Zeitungen,“ fiel der Onkel ein, „hast Du es nicht gelesen? Nein, Du liest natürlich nur die Politik oder die Auktionen im Leibhaus. Die Zeitungen nennen ihn gar nicht anders wie: den edlen Rüden Marich.“

„Der Händler hat uns die Berichte gezeigt,“ sagte die Tante. „Es sind lange Berichte, er hat nämlich aus der Vog ausrücken wollen, aber seine Kette war zu kurz und so kam er nicht über das Gatter und hat sich erhängt. Ist das nicht ein Jammer, solch' edler Hund?“

„Man hätte Trauer um ihn anlegen sollen,“ sagte der Student; er sagte das ganz ernsthaft, aber der Onkel fuhr doch auf: „Konrad, ich verbitte mir Deine Fopperie, aber ganz energisch, hörst Du?“

„Du hast kein Herz, Konrad,“ stimmte die Tante vorwurfsvoll bei. „Ich hab' es schon Deiner Mutter gesagt, als Du 'n kleiner Junge warst und Eurem Staarmay lebendige Mehlwürmer gabst. Du fühlst nicht mit den Geschöpfen Gottes, Du hast kein Herz!“

„Aber ich fühle tief für Marich,“ verteidigte sich der Student.

„Ja und von ihm stammt unser Fritze,“ rüthte die Tante.

„Fritze heißt die Canaille?“ Der Student lächelte. „Fritze ist eigentlich 'n ordinärer Name, jeder dritte Hausknecht heißt Fritze.“

„Und jeder dritte Prinz,“ verbesserte die Tante.

„Ja, dann hat er aber noch 'n Namen dran, nennt ihn Fritze Marich, das hört sich feiner an und man weiß gleich, wo er her ist. Kann man es übrigens nicht mal sehen, das Wundervieh?“

„Wirft Du sehr bald können, er ist unten auf dem Hof, er muß aber bald raufkommen,“ sagte die Tante.

„Er ist schon auf der Treppe!“ Der Hausherr horchte auf: „Ja, er bellt schon, was ist denn da los? Er bellt ja so laut!“

„Er quietscht!“ schrie der Student, „o seht, er kriegt Bißje!“

Sie sprangen alle drei auf und stürzten nach dem Korridor. Der Hausherr rüthte die Thür auf, heulend schoß der Hund ihm unter den Weinen fort in den Korridor herein, auf den obersten Treppentritt stand die Fischersfrau aus dem Souterrain im Hofe, sie zitterte am ganzen Körper: „Aber Herr Heinze, nu is Ihr Hund schon wieder auf'm Hof, passen Se doch mal bloß auf den Hund auf, jetzt is es über'n Hautloß in meine Küche gesprungen und hat mir's Fleisch aus'm Topf geholt, 'n halbes Pfund Fleisch, Herr Heinze, 's Mittagbrot für mein'n Mann! Nu jeben Se mir man fufzig Pfennige, damit ich neues Fleisch kaufen kann!“ Sie hielt ihm die Hand hin.

Allein der Wirt schrie: „Was soll ich? Fufzig Pfennige? Janisch jeb ich; 's könnte Ihnen wohl so passen, jestern kommt der Wäcker um 'n Kapfluchen, heute kommen Sie ums Fleisch! Wer weiß denn, ob Sie überhaupt Fleisch im Topp hatten, Sie haben ja jar kein Fleisch im Topp! Sie —“

„Aber, Herr Heinz, wir sind ehrlüche Leute!“ Die Frau weinte fast, „und meine Nachbarin hat es gesehen!“

„Ich werde es ihr geben,“ sagte der Student. Die Tante riß ihn jedoch zurück: „Wirste wohl sein lassen! Geschlagen hat se 'n auch noch! Wenn se 'n mir nu zu Schanden geschlagen hat?“ Sie warf die Korridorhür zu und eilte in das Zimmer zurück.

„Friße, wo biste 'n, mein Frißchen? Herrgott, er zittert, wer weiß, was sie ihm gethan hat!“

„Ordentlich muß er was haben, wenn er maust,“ sagte der Student.

Allein sie warf ihm einen wütenden Blick zu: „Konrad, wie kannst Du sagen, er maust; 'n junger Hund thut doch, wie er klug ist; laß doch die Leute aufpassen, wenn sie wissen, es ist 'n junger Hund im Hause und obenein ein Rassehund.“

„Ja, natürlich,“ nickte der Wirt, „wenn man da einmal zählen wollte, könnte man alle Tage zählen.“

„Und Du möchtest ihn auch noch hauen, Konrad!“ Die Tante streichelte den Hund. „Aber es ist, wie ich sage, Konrad, Du hast kein Herz für die Geschöpfe Gottes.“ —

— **Der Perlmutter-Taucher.** Der „Köln. Volksztg.“ wird unterm 5. August aus Sidney geschrieben: Die äußerst zahlreichen Baumotz- Korallen- Molle im Ozeanischen machen im allgemeinen auf den Reisenden keinen besonderen Eindruck; denn ihre Erhebung ist gewöhnlich so gering, daß sie auf eine Entfernung von einer Meile kaum wahrgenommen werden können, bei einer solchen von fünf Meilen aber ganz unsichtbar bleiben. Dies ist auch mit der kleinen Insel Hikueru der Fall; ein kleiner Streifen Grün hebt sich bescheiden empor, dann eine gelbe Sandlinie und das Riff, an dem die Brandung sich bricht. Einige hundert Schritte genügen, um den blendenden Sand zu durchschreiten und die Lagune zu erreichen, wo die Perlmutter (d. h. die Schalen der Perlmuschel) gefischt wird, wobei auch zuweilen wirkliche Perlen von großer Schönheit und Reinheit gefunden werden. Der Haupthandelsgegenstand ist aber hier die große, flache, in allen Regenbogenfarben schimmernde Muschel, mit dem rauhen, schwarzen, äußeren Deckmantel, deren während der Saison 1500 bis 2000 Tonnen gesammelt werden und die 1000 bis 1500 M. die Tonne wert sind. Nach der Mitte der Lagune zu zeigt ein rötlicher Schatten an, daß die unsichtbaren kleinen Meeresbaumeister am arbeiten sind. Hier erhebt sich eines ihrer kunstvollen Gebäude, das heute noch ungezählten Generationen Korallentierchen zum Aufenthaltsort dient, sich aber im Laufe der Zeiten zu bewohnbaren Inseln entwickelt wird. An den Zweigen und Ästen dieser seltsamen, labyrinthartigen Gebilde festigt sich die Perlmuschel fest, und hier taucht der in einem braunen Sack stekende knochige Kanale mit einem höchst eleganten Kopfsprünge unter. Zum steht der Beobachter mit der Uhr in der Hand und wartet auf das Wiedererscheinen der Schwarzhaut. Wo bleibt der Kerl? Eine Minute ist vorbei, 1 1/2 Minute, noch immer ist nichts zu sehen; zwei Minuten, der Heide ist sicher ertrunken. Aber nein, da bewegt sich etwas: Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß, und rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß. Ja, der schwarze Sackmann ist es, wir atmen mit ihm auf; er sieht aus wie eine Karikatur des Meergottes: lange Streifen Seegrass hängen ihm an Haar und Sack herunter, und er bläst und pufet. Aber die Mühe ist auch nicht umsonst gewesen; in seiner rechten Hand hält der Taucher eine schwarze Masse, die sein Gehirne in Empfang nimmt, dieser spleißt die schmutzige Schale, der er ein paar herrliche Perlmuscheln entnimmt. Dies ist der Beginn all der Knöpfe und Knöpfchen, mit denen wir unsre Hemden und Roben ausstatten. Mancher Hikuerutaucher hat es soweit gebracht, daß er 3 1/2 Minuten unter Wasser bleiben kann. —

Geographisches.

— Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung schildert Robert Gradmann von der vorrömischen Zeit an. Dieser erste Abschnitt ist durch das Fehlen jeder Rodung in größerem Stil bezeichnet. Das erste nachweisbare Auftreten der Menschen fällt noch in eine Interglazialzeit und insofern könnte man die Umwälzungen, welche die letzte größere Vergleiserung mit sich gebracht hat, noch in den geschichtlichen Zeitraum einbeziehen. Der paläolithische Mensch hat sicher noch in einer mitteleuropäischen Steppenlandschaft gelebt, in welcher seine Herden dafür sorgten, daß auf den Weideplätzen kein Waldwuchs aufkam; die alte Ursteppe wurde so ganz unmerklich zur Kultursteppe. In den Alpenländern wurden die hochgelegenen Weiden noch vor den mittleren, mit Urwald bedeckten Vergeländen bewirtschaftet. Jedes freie Gelände, mochte es trodenes Grasland oder öde Heide sein, mochte es an das stürmische Meer oder an den ewigen Schnee grenzen, war in alter Zeit höher begehrt als der kulturfähige Wald. In der römischen Periode nahm neben dem Körnerbau die Viehzucht einen verhältnismäßig breiten Raum ein; Wiesen gab es noch nicht. An das Walderröden dachten die Germanen aber trotz ihres Landhungers noch nicht. Da die römischen Straßen sich stets auf den Höhen bewegten, muß man an-

nehmen, daß die Thalsohlen damals noch ungangbar, mit dichten Auenwäldern und Weidengebüsch überwachsen waren. In den Waldungen waren die Nadelhölzer weit weniger als heutzutage verbreitet; vom Mittelrhein an nordwärts gab es überhaupt keine Nadelwälder. Eine neue Zeit, die Periode der großen Rodungen, hat wohl erst mit dem Frankenkönig Chlodwig um 500 n. Chr. begonnen. Ebenbürtig stellt sich die Eindeichung des Marschlandes an der Nord- und Ostsee zur Seite. Wiesen begann man erst im 14. Jahrhundert anzulegen, der Weinbau breitete sich aus. Vom Ende des 13. bis Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine Periode des Stillstandes ein. Bisher war der Wald nur geschätzt zur Schweinemast, jetzt konnte man den Holztertrag anschlagen; um 1200 begegnen wir den ersten Moderverboten. Das 17. Jahrhundert sah wohl die ersten Anpflanzungen von Waldbäumen, daneben aber findet sich rücksichtslose Ausbeutung der Wälder durch unverständige Holz- und Streunutzung und beständiges Hineintreiben von Weidewieh und Schweinen, wodurch dieselben in einen trostlosen Zustand kamen. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann eine neue Zeit mit Entwässerung und Besiedelung großer Moorflächen, wie mit umfangreicheren Rodungen, aber im ganzen kommt der Wald zu Ehren wie nie zuvor. Die Waldweide hat aufgehört, die Streunutzung wurde vielfach beseitigt. Hochwald- und Femeischlagetrieb wurde eingeführt. Das Nadelholz beginnt den Laubwald zu verdrängen, namentlich die Eiche ging in ihrer Verbreitung zurück, während Buche und Fichte an Terrain gewinnen. Der alte Gegensatz zwischen Urwaldgebieten und offener Landschaft lebt heute noch fort in den Namen; wir reden von Thüringer-, Schwarz-, Odenwald, meinen aber damit das Gebirge; besonders im Franken- und Alemannenlande endigen die Ortsbezeichnungen auf -ingen und -heim, dann findet sich die Endsilbe wald, -strut, -rode, -reude, -brand usw. Die letzten 1 1/2 Jahrhunderte haben eine Umwälzung im Landschaftsbild hervorgebracht, welche derjenigen des frühen Mittelalters nahezu gleich kommt und alle übrigen Perioden der Landschaftsentwicklung an Bedeutung weit übertrifft. Gradmann redet der Herstellung historischer Landkarten sehr das Wort, welche großen Nutzen stiften könnten. Für eine der Hauptfragen, das Problem der Urvegetation, ist freilich ein Weg, welcher wohl am sichersten zum Ziel führen müßte, bis jetzt kaum zugänglich, nämlich der Weg des Versuchs. Erst wenn man durch systematische Verwilderungsversuche unumwiderlich feststellte, was aus den einzelnen Waldformen, aus unsern Wiesen, Weiden und Heiden nach Beseitigung alles menschlichen Einflusses zuletzt wird, kann man auch mit größerer Bestimmtheit angeben, was die mitteleuropäische Landschaft ohne den Menschen wäre. — („Globus“.)

Humoristisches.

— **Alte Heiratsannonce.** Zurückgekehrter China-Kämpfer, auf einem Truppen-Gruppenbilde in der „Woche“ mitphotographiert, sucht Lebensgefährtin. —

— **Rekord.** „Ich sag' Ihnen, unser neuer Direktor ist ein fauler Mensch! Keinen Morgen kommt er vor 11 Uhr ins Bureau.“ „Das ist noch gar nichts. Unser Vorstand kommt immer schon um 8 Uhr, nur um desto länger faulenz zu können!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

— **Otto Julius Vierbaum** hat die Leitung der „Insel“ nicht aufgegeben; er übernimmt vielmehr, nach dem „Lit. Echo“, diesen Herbst die selbständige Herausgabe der Zeitschrift, deren Preis (pro Monatsheft), zwecks weiterer Verbreitung, auf 1 M. herabgesetzt wird. Gleichzeitig macht sich der Insel-Verlag als G. m. b. H. selbständig. —

— **Camille Saint-Saëns** neue Oper „Die Barbaren“ geht in der zweiten Hälfte dieses Monats an der Pariser Großen Oper zum erstenmal in Scene. —

— Eine Quellenkarte des Kantons Argau lag der letzten Jahresversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft vor. Das Werk umfaßt sämtliche 248 Gemeinden des Kantons und verzeichnet sowohl die ungefähren als die gefahnten Quellen, zusammen rund 3500, und etwa 4000 Sodbrennen. Die gefahnten Quellen geben einen Ertrag von mindestens ungefähr 68 797 Liter in der Minute, die ungefähren einen solchen von 186 527. Zusammen stellen sie einen Wert von rund 22 Millionen dar, ungeachtet die wichtigen Thermalquellen von Baden und Schinznach, die Mineralquellen von Birmenstorf, Baldegg u. a. —

— **Ein Fischregen.** Eine eigentümliche Nebenerscheinung eines Gewitters wird aus Barwid in Queensland (Australien) gemeldet. Dort bedeckte sich der Boden während eines in einer der Nächte der vergangenen Woche ausgebrochenen heftigen Unwetters plötzlich mit einer Unmenge von winzigen Fischen. Die Tierchen, welche durchschnittlich nicht größer waren als 1—1 1/2 Zoll, zum Teil aber auch bedeutend kleiner, so daß in einzelnen Fällen mehrere hundert Stück in eine Flasche gefüllt werden konnten, waren meist verendet, doch ist es gelungen, einige lebende Exemplare aufzufinden. —